Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 21

Artikel: Der Gefangene

Autor: Galsworthy, John

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639083

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

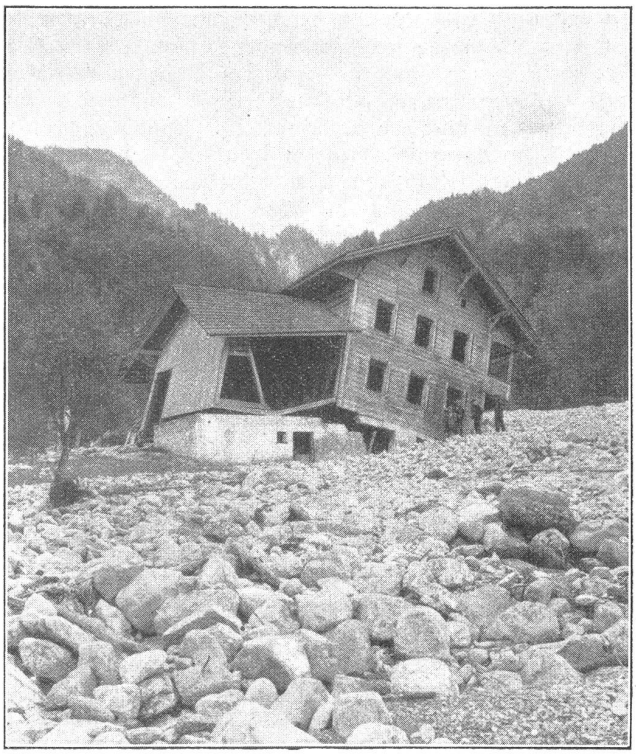
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

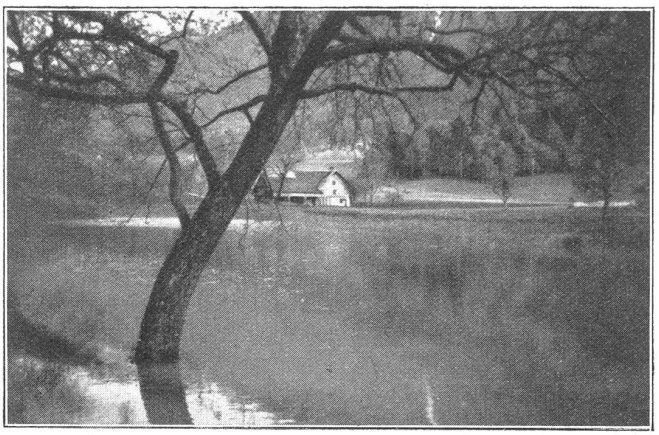


Haus in Sundlauenen.

Aus dem Ueberschwemmungsgebiet des Berner Oberlandes.

Der Sundlauenenbach verlegte unterhalb der Verbauungen, nahe bei seiner Mündung in den Thunersee, sein Bett und unterspülte das Wohnhaus des Oswald. Da die Fundamente durch die Wucht des Wassers teilweise weggerissen wurden, neigte es sich als Ganzes auf die Seite. Zum Glück war es vorher mitten in der Nacht geräumt worden.

Phot F. Wuillemin.



Ueberschwemmte Matte am Fallbach, unterhalb des Kirchleins von Blumenstein. Phot. H. Hofmann.

Artillerierekruten beim Reinigen des Fallbachbettes in der Nähe des Dorfes Blumenstein. Phot. H. Hofmann.

Spinne am Abend . . .

Ich möchte vorausschicken, daß mir Spinnen unsympathisch sind. Mir scheinen sie, mit ihrem runden, plumpen Leib und den gekrümten Beinen die Verkörperung der Habgier und des Geizes, und ich gestehe offen, ich möchte beileibe keine Spinne sein. Zwar neige ich stark zum Dickwerden, ich habe auch lange Hände, aber ich bin nicht geizig, denn wäre ich geizig, dann besäße ich Geld, und mir wäre wohler. Ich habe nicht die geringste Anlage zum Spinne-Sein. Aber das ist alles unwichtig. Ich wollte nur einmal feststellen, daß mich die dummen Sprichwörter ärgern. Wenn ich meiner Wirtschafterin sage: „Haben Sie die Spinne über meinem Bett gesehen?" dann fragt sie erst einmal, statt schamhaft zu erröten: „Wann haben Sie das Tierchen" — sie sagt zu so etwas immer „Tierchen" — „denn gesehen?" „Am Abend", erwidere ich. „Nun", meint sie, „seien Sie froh, das Sprichwort sagt: Spinne am Abend, erquickend und labend!"

Die Erquickung besteht darin, daß ich nicht einschlafen kann, weil ist befürchte, das eklige Tier könnte mir übers Gesicht krabbeln oder könnte mir das Blut aussaugen. Solche Geschichten machen diese Tiere nämlich, das ist gar kein Scherz! Und wenn ich wirklich einschlafe, dann träume ich, ein riesiges Etwas liegt mir auf dem Kopfe oder auf der Brust, grinst mich an und drückt mich unter Höllenqualen allmählich tot. Das Totgedrücktwerden möchte ich gern vermeiden, Sie können mir das vielleicht nachfühlen.

Nun habe ich gelesen: Spinne am Morgen, bringt Unglück und Sorgen. Bei mir scheint das anders zu sein. Zunächst einmal bin ich froh, dem Bereich dieses gemeingefährlichen Blutsaugers entronnen zu sein. Eine Sorge bin ich los. Ich bin heiter gestimmt, wenn ich weiß, das Tier sitzt im Schlafzimmer, während ich im Badezimmer bin. Ich finde auch sonst nicht, daß die Spinne an meinem Unglück und an meinen Sorgen (am Morgen!) schuld sein soll. Sorgen hatte ich vorher auch, ich bin nicht so albern, dem kleinen Tier alles in die Schuhe (Gedankenfehler!) zu schieben. Die Spinne labt mich am Abend nicht, sondern am Morgen. Labt — was ist das überhaupt für ein Ausdruck! Als ob die Spinne einem Speise und Trank vorsetzte! Es muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß diese Spinnensprüche nutzlos und falsch sind, und daß ich sehr dafür bin, sie durch Gesetzesbeschluß auszurotten.

Aber nicht dies allein ist der Zweck der Geschichte, nein, der wahre Grund soll hier stehen: Mir wäre es lieb, wenn meine Wirtschafterin die Spinne mitsamt ihrem Netz (alle Achtung vor dieser Architektur) entfernen würde, und da sie alle meine Geschichten liest, so kommt sie vielleicht bald auf den köstlichen Einfall, der Spinnerei ein rasches Ende zu bereiten.

Warten wir's ab! Gerhard Schäke.

Der Gefangene.

Von John Galsworthy.

An einem schönen Tag im Frühsommer, noch ehe die Vögel ihr Frühlingslied zum letztenmal sangen und die letzten Blüten von den Bäumen fielen, saßen wir in einem Garten in London, als unser Freund plötzlich sagte:

„Horch! Das ist ja ein Distelfink!" Es waren viele Schwarzamseln, Drosseln und Meisen im Garten und des

Nachts eine Eule; auch ein Christoph Colombus von einem Kuckuck, der dieses grüne Fleckchen Erde für die Gefilde von Kent und Surrey hielt, verirrte sich regelmäßig einmal im Jahr hierher; aber einen Distelfink hatte man hier noch nie gesehen.

„Ich höre ihn — dort drüben!" sagte unser Freund wieder, erhob sich und ging auf das Haus zu.

Als er zurückkam, setzte er sich wieder zu uns und bemerkte:

„Ich wußte nicht, daß ihr einen Vogel im Käfig haltet!" Wir erklärten ihm, daß unsere Köchin einen Kanarienvogel besitze.

„Einen Bastard!" sagte er kurz.

Eine tiefe Erregung, die keiner von uns recht begreifen konnte, hatte ihn anscheinend ergriffen.

Plötzlich brach aus ihm hervor:

„Ich kann es nicht ertragen, daß man was Lebendiges — Tiere, Vögel oder Menschen — in Käfige einsperrt. Ich hasse den Anblick, ja schon den Gedanken daran." Er sah uns zornig an, als hätten wir ihm in hinterlistiger Weise dies Geständnis entlockt und fuhr rasch fort:

„Vor einigen Jahren besuchte ich einen Freund, der soziale Einrichtungen und Verhältnisse studierte. Eines Tages schlug er mir vor, ein Gefängnis mit ihm zu besichtigen. Ich hatte damals noch keines gesehen und willigte ein. Es war ein Tag gerade wie der heutige — ein vollkommen klarer Himmel und alles lag in einem frischen Sonnenglanz. Das Gefängnis, inmitten der Stadt, war von sternförmiger Gestalt, eines von denen, die man drüben nach dem Plan von Pentonville gebaut hatte. Das System, sagte man uns, war dasselbe, nach dem hier vor vielen Jahren gearbeitet wurde. Die Kulturvölker waren damals und sind zweifellos heute noch von der Idee verblendet, ihre Gefangenen in vollkommener Einsamkeit halten zu müssen. Ich will keine Beschreibung der Anstalt geben oder dessen, was wir dort sahen; ich muß sagen, daß sie ausgezeichnet geleitet wurde, soweit dies bei einer so entsetzlichen Einrichtung möglich ist; der Direktor machte auf alle Fälle einen günstigen Eindruck auf mich. Ich will nur etwas erzählen, das ich nie wieder vergessen kann, weil es mich für ewige Zeiten als Symbol der Gefangenschaft aller Lebewesen: Menschen oder Tiere, großer oder kleiner, vor Augen stehen wird.

Wir hatten bereits das ganze düstere Gebäude besichtigt, als der Direktor meinen Freund fragte, ob er einen oder zwei der lebenslänglich Eingekerkerten zu sehen wünsche.

‚Ich will Ihnen einen zeigen', sagte er, ‚der schon seit siebenundzwanzig Jahren hier ist. Sie können sich wohl denken' — ich erinnere mich noch genau seiner Worte — ‚daß die lange Gefangenschaft ihn allmählich aufgebraucht hat.' Während wir nach der Zelle des Sträflings gingen, erzählte man uns seine Geschichte. Er war bei einem Kunsttischler in der Lehre gewesen, und hatte sich, als er noch ein Junge war, einer Einbrecherbande angeschlossen, um seinen eigenen Herrn auszurauben. Bei dem Diebstahl ertappt, hatte er blindlings zugeschlagen und seinen Meister auf der Stelle getötet. Er wurde zum Tode verurteilt, aber dank irgend einer Hoheit zu lebenslänglichem Kerker begnadigt.

Als wir in seine Zelle traten, stand er, in seine Arbeit vertieft, vollkommen ruhig da. Er sah aus wie ein Mann von sechzig, obgleich er nicht mehr als sechsundvierzig sein konnte, — eine gebeugte, zitternde, verwitterte Gestalt, mit einer dunkelgrauen Schürze angetan. Sein Gesicht hatte dieselbe mehlige Farbe, dasselbe mehlige Aussehen wie die Gesichter aller Gefangenen. Seine Züge waren so verwischt, daß sie ganz ausdruckslos erschienen; die Wangen waren hohl; die Augen groß, doch ihrer Farbe kann ich mich nicht mehr entsinnen, wenn sie überhaupt eine Farbe hatten. Als wir einen nach dem andern durch die eiserne Tür eintraten, nahm er seine runde Mütze ab, die ebenfalls dunkelgrau war, wie alles um ihn her und wir sahen seinen staubigen, fast kahlen Kopf, der nur noch wenige borstige Grauhaare aufwies; er stand in dienstbereiter Haltung da und starrte uns demütig an. Wie eine Eule war er, die vom Tageslicht geblendet wird. Habt ihr jemals ein kleines Kind gesehen, das zum erstenmal krank ist — voll Staunen und ängstlicher Bestürzung über seine eigenen Schmerzen? Gerade so blickte er uns an, aber dabei mit solch unendlicher Güte! Wir hatten viele Gefangene gesehen, doch er war der einzige, dessen Antlitz diese ungeheuerliche Güte zeigte. Auch der Ton seiner Stimme: ‚Ja, Herr Direktor — Nein, Herr Direktor' — so sanft und hoffnungslos — sie klingt mir wieder im Ohr — keine Spur von Willenskraft besaß er mehr! Er hielt in seiner Hand ein Stück steifes Papier, worauf er das Neue Testament in Blindenschrift abschrieb. Als er mit seinen magern Fingern über die Zeilen hinfuhr, um uns zu zeigen, wie leicht die Blinden sie zu lesen vermöchten, konnte man bemerken, daß seine Hände so staubig wie die eines Müllers aussahen. In der Zelle war nichts, wovon dieser Staub hätte herrühren können, und es schien mir, als wäre es gar nicht Staub auf seinen Händen, sondern die Ausscheidung dieser menschlichen Pflanze, die hinwelkte, in Staub zerfiel. Das Blatt Papier bebte, als er es in die Höhe hielt, wie die Schwingen eines Insekts. Einer von uns fragte, wer das betreffende System erfunden hätte und zählte einige Namen auf. ‚Nein, nein', sagte er und zitternd vor Eifer quälte er sich, den richtigen Namen zu finden. Schließlich ließ er den Kopf sinken und murmelte: ‚Ach, Herr Direktor, ich kann nicht!' Dann stieß er auf einmal, sich förmlich überstürzend, den Namen hervor. Und in diesem Augenblick sah er zum erstenmal wirklich wie ein Mensch aus. Niemals vorher hatte ich den Wert der Freiheit so klar erkannt, die wahre Bedeutung unseres Umgangs mit andern Menschen, die Notwendigkeit für den Geist, sich ununterbrochen durch Aug und Ohr zu betätigen: durch den Zwang: sich erinnern zu müssen und das zu verwerten, was im Gedächtnis haften bleibt. Dieser Mensch hat eben nie im Leben ein Gedächtnis nötig gehabt; er war wie eine Pflanze, die an einem Ort wuchs, wo kein Tau sie befeuchten konnte. Das Leuchten zu beobachten, das über sein Gesicht glitt bei der bloßen Erinnerung eines Namens, wirkte wie der Anblick eines einzigen grünen Blättchens, das der Wurzel eines verdorrten Strauchs entsprießt. Es ist wunderbar, sage ich euch, was der Mensch aushalten kann — mehr als jedes andere Lebewesen!" (Schluß folgt.)

Mailied.

Nun geht zu Ende bald der Mai,
Die Hänge blauen von Salbei
Und weiße Flocken fallen.
Die Blüten rasch entblättert sind;
Schon will im Kornfeld heut' der Wind
Durch junge Aehren wallen.

Es dunkelte das Buchenlaub,
Die Straßen deckt der weiße Staub
Und Sommerlerchen singen.
In Lüften fliegt des Löwenzahns
Beschwingter Keim, die Schnitter sahn's
Und wetzen ihre Klingen.

Leicht zittert überm Wiesenduft
Des Mittags heiße Flimmerluft
Nach morgenfrohen Klängen.
Zum Abschied rüstet sich der Mai,
Am Waldrand läßt die Akelei
Ihr zartes Köpfchen hängen.

Hans Peter Johner.